

Nr. 148. Bromberg, den 2. Juli 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(21. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Unten im Zimmer erklang noch immer die Balalaika, und die Russin sang mit ihrer weichen Stimme ein schwermütiges Lied. Schlag auf Schlag folgten nun schreckliche Dinge. Sie hörte die laute Stimme des Kommissars, dann den Wutausbruch Mischkins, endlich den dröhnenden Knall der Explosion im Hofe.

Josepha war unfähig, zu begreifen, was eigentlich hier vorging. Mit einer raschen Bewegung schleuderte sie das Kuvert, das jedenfalls irgend etwas Schlimmes enthalten mußte, in eine Ecke des Zimmers — da wurde die Tür aufgerissen, der Schein der Taschenlampen drang in den Raum, der Kommissar mit drei Schupos trat ein.

Er sah zunächst nichts als Josepha, die totenblaß mit entstellten Zügen jetzt aufrecht vor dem Tisch stand und ihm entgegenstarrte. „Aha, das ist ja das Mädchen. Sie sind Josepha Collina?"

„Jawohl."

„Ich verhafte Sie. Das Zimmer durchsuchen."

Einer der Männer nach dem andern mußte sein Versteck verlassen. Niemand wagte mehr, Widerstand zu leisten, die Fesseln schlossen sich um kalte, zitternde Gelenke.

„Wo ist das Geld?"

„Hier, Herr Kommissar, liegt das Kuvert am Boden." Endlich hatte Josepha sich so weit in der Gewalt, daß sie wenigstens zu sprechen vermochte. „Um aller Heiligen willen, was geht denn hier vor?"

„Das wissen Sie besser als ich."

„Sie schrie in jammervoller Qual: „Nix weiß ich, nix!"

„Kennen Sie dieses Kuvert nicht?"

„Das ist ja das Kuvert, das ich Herrn Mischkin mitgebracht habe."

„Na also, und wo hatten Sie es her?"

„Das hat mir in Rorschach Herr Waldemar Bergmann für Herrn Mischkin gegeben."

„Sie wußten, was darin war?"

„Ich wußte gar nix!"

„Sie wußten nicht, daß Sie Staatsverbrechern eine gewaltige Geldsumme überbrachten, womit diese hier Unruhen stiften wollten?"

Ganz allmählich begann Josepha zu begreifen. „Herr Kommissar, dann ist meine Unwissenheit furchtbar mißbraucht worden."

Eine Ordonnanz trat ein: „Alle Gebäude sind abgesucht, hundertzwanzig Männer sind gefesselt auf die Lastwagen gebracht. Unter den Trümmern im Hof wurde der Leichnam des Redakteurs Boris Godunow gefunden, der voraussichtlich die Explosion veranlaßte."

„Aha, der Herr Pope! Auch diese Männer und das Mädchen auf die Lastwagen!"

Zwischen zwei Schupos mußte Josepha die Treppe hinunter. Die Diele war gedrängt voller Beamten, auch das sonst so behagliche Zimmer. Die Tür zu dem Treppenhaus stand weit offen, rechts und links standen Beamte bis zur Straße hinunter.

Als Josepha an der Tür vorbeiging, warf sie einen raschen Blick in das Innere. Sie sah Frau Sonja, ebenso wie sie selbst, zwischen zwei Polizisten. Dahinter kreidebleich ihren Mann, an den Händen gefesselt. Josepha blieb stehen und bat den Kommissar, der Russin etwas sagen zu dürfen.

Wendeborn nickte.

Sie trat in das Innere des Zimmers, dreißig Augenpaare verfolgten jeden Schritt, jede Bewegung des jungen Mädchens. Josepha schien die ganze Umwelt vergessen zu haben. Jetzt blieb sie dicht vor Frau Sonja stehen und schlug ihre Augen voll zu der Russin auf. „Was habe ich getan, daß Sie mich zur Spionin Ihres Verbrechens machten?"

Frau Sonja schlug den Blick zu Boden, sie konnte diesen verzweifelten, entsetzten Ausdruck in Josephas Augen nicht aushalten.

„Ich habe an Sie geglaubt wie an ein Evangelium, Frau Sonja Mischkin. Was haben Sie aus mir gemacht?"

Da stieß die Russin einen Schrei aus und hob wie beschwörend die gefesselten Handgelenke.

„Ich dachte nicht an Sie, nicht an das, was kommen würde — ich dachte nur an mein armes Rußland, an meine armen Brüder und Schwestern, nur immer daran, wie ihnen zu helfen ist."

Sie fühlte einen verstohlenen derben Stoß an ihrem Fuß, und fest schlossen sich wieder ihre Lippen.

Der Kommissar Wendeborn stand dicht neben Josepha. Diese Unterredung zwischen den beiden Frauen war ihm schon recht, oft kamen durch Gefühlsduseleien die größten Geständnisse heraus. Er sah wohl, wie Sascha Mischkin seiner Frau einen Stoß versetzte, um sie am Weitersprechen zu verhindern.

„Sie scheuten net zurück, mich in schmutzige Dinge zu verwickeln, die mich selbst zur Verbrecherin machen. Mich zu betrügen, mich noch unglücklicher zu machen, als ich es schon bin. Sie hab' ich für an guaten Menschen gehalten, für den einzigen, der es net bös mit mir meint. Dös schmerzt mi ganz schrecklich, über die Enttäuschung komm i nimmer hinweg."

Frau Sonja streckte beide Hände gegen Josepha aus und schluchzte laut auf: „Ich habe es nicht gewollt, aber es blieb uns ja keine Wahl. Bei der heiligen Mutter von Kasan, ich habe Sie lieb gehabt, Josepha."

„Bei der heiligen Mutter von Kasan!"

Josepha lächelte verächtlich, dann drehte sie sich rasch um und sah mit Schaudern, wie auf der Straße Schutzleute in Uniform in einer langen Kette auf beiden Seiten Spalier bildeten.

Mit gesenktem Haupt, selbst wie eine ertappte Schwerverbrecherin, folgte sie den Männern, die sie zwangen, die Plattform eines jener Lastautos zu besteigen und sich neben die Russen niederzusetzen. Frau Sonja hatte den verächtlichen Blick Josephas wohl gesehen, und er war ihr durch Mark und Bein gedrungen. Sie weinte laut auf, versuchte dem Mädchen zu folgen, aber schon hatten die Griffe der beiden Schupos ihre Handgelenke umklammert, die Zimmertür wurde geschlossen, und auch sie mußte denselben Weg antreten, den Josepha gegangen. Sie hörte nur die kreischende, sich überschlagende Stimme ihres Mannes, der sich mit aller Gewalt der Polizei widersetzte.

Josepha saß mit gefalteten Händen im Wagen. Keinen Blick hatte sie für ihre Umgebung. Alles war in ihr so leer — sie empfand auch keine Angst mehr. So unmenschlich viel war über sie hereingebrochen, so furchtbar enttäuscht und erschüttert war sie über das soeben Erlebte, daß etwas Schlimmeres sie nicht mehr hätte treffen können. Mit fest verglasten Augen, mit offenem Munde und schmerzverzerrten Zügen starrte sie vor sich und ließ alles willenlos mit sich geschehen.

16.

So hatte sich nun also wirklich die Zellentür auch hinter Josepha geschlossen; zwar nicht draußen im Gefängnis, sondern zunächst im Polizeigebäude in der Weinstraße. Man hatte sie in einen engen Raum geführt, in dem allerdings Licht brannte, und sie eingeschlossen. Sie war vollkommen niedergebrochen und nicht einmal imstande, klar zu denken.

Unheimlich war es in dem großen Hause, in dessen Korridoren auch während der Nachtzeit andauernd Menschen mit eiligen Schritten hin und her gingen.

Josepha mochte etwa eine Stunde in ihrer Zelle verbracht haben — die große Uhr des Gebäudes hatte eben 2 Uhr morgens geschlagen —, als die Tür geöffnet wurde und ein Wärter eintrat. „Bitte zum Verhör."

Auf der Polizei kannte man selbstverständlich keine Nachtruhe.

In dem Zimmer, in das Josepha mehr tot als lebend dem Beamten folgte, saß ein Herr abseits und schrieb, während Kommissar Wendeborn — sie erkannte den Mann, der sie verhaftet hatte, augenblicklich wieder — ihr entgegentrat.

„Setzen Sie sich."

Josepha wunderte sich über den freundlichen Ton des Beamten, der im Gegensatz zu der schroffen Verhaftung stand.

„Jetzt erzählen Sie einmal ganz ausführlich: Wie sind Sie eigentlich zu den Russen gekommen?"

„I hatte keine Wohnung, und der Sudmeister von der Brauerei, bei der auch der Mischkin arbeitete, hat mich hingebracht."

„Sie waren mit der Frau Mischkin befreundet?"

„Sie war guat zu mir, und dös waren hier nur wenige Menschen."

„Was wußten Sie denn von den Mischkins?" Wie denken Sie politisch? Welcher Partei gehören Sie an?"

Josepha mußte unwillkürlich lächeln. „Dös versteh i net. Davon weiß i nix!"

Sie begann zu erzählen. Von der gemütlichen Wohnung, von den Abenden, an denen Frau Sonja zur Balalaika gesungen.

„Was wußten Sie von den Versammlungen im Hof?"

„I hab's schon bemerkt, aber der Mischkin sagte mir, der Raum sei an a fromme Versammlung vermietet."

„Und was war mit der Reise?"

Josepha sagte alles, was sie wußte.

„War Ihnen denn das nicht merkwürdig erschienen, daß man Ihnen hundert Mark gab, nur, weil Sie einen Brief überbringen sollten?"

„I sollt doch das wertvolle Bild mitnehmen, mit den vielen Edelsteinen im Rahmen."

„Wußten Sie nicht, daß das wertloses Glas war?"

„Da habens mi a belogen?"

„Erzählen Sie weiter."

Als Josepha geendet — der freundliche Ton des Beamten hatte ihr Mut gemacht, so daß sie nicht nur ihre Begegnungen mit Waldemar Bergmann, sondern auch, was sie in Pontresina gewollt hatte, berichtete —, sah der Beamte auf und rief den anderen Herrn.

„Lieber Kollege, Sie haben gehört, was die Verhaftete sagte?"

Jetzt war Josepha erst recht erstaunt, denn der andere Beamte war niemand anderes als der fremde Herr, der mit ihr nach Lindau gefahren, der sie in Rorschach am Fahrkartenschalter ansprach und sie dann bei der Rückfahrt begrüßte.

„Es ist alles so gewesen, wie sie es geschildert hat."

Kommissar Wendeborn lehnte sich zurück.

„Sie haben diesmal ein außergewöhnliches Glück gehabt. Wir hatten durch unsere Agenten alles erfahren, auch daß diese Halunken, die nichts anderes vorhatten, als das ganze Hofbräuhaus in die Luft zu sprengen —"

„Jessas Maria und Josef!"

„— daß diese Halunken Geld aus der Schweiz erwarteten. Wir waren davon unterrichtet, und deshalb ist der Kollege Ihnen gefolgt. Seien Sie froh, daß es ihm möglich war, alles so genau zu beobachten, und daß er sich selbst davon überzeugen konnte, daß Sie die Wahrheit sprechen und selbst von diesen Verbrechern als unwissendes Werkzeug benutzt wurden. Merken Sie sich das für Ihr künftiges Leben, und seien Sie nicht mehr so vertrauensselig. Es besteht gegen Sie kein Verdacht. Sie sind frei, aber ich muß Sie ersuchen, uns Ihre Adresse zu sagen, denn Sie werden bei dem Strafverfahren gegen Mischkin und Genossen selbstverständlich als Zeugin auftreten müssen."

Josepha glaubte kaum ihren Ohren trauen zu dürfen. „Ich bin frei?"

„Jawohl."

„Sie faßte einen neuen Gedanken.

„Aber — i hab keine Wohnung —"

„Sie können die Nacht über hier bleiben. Ich werde Ihnen einen anderen Raum anweisen lassen. Keine Angst, es geschieht Ihnen nichts."

Jetzt begann sie zu weinen. „I — i dank Ihna schön."

„Sie können morgen mit einem Beamten in die versiegelte Wohnung gehen und Ihre Sachen abholen." Kommissar Wendeborn machte ein höchst vergnügtes Gesicht. „Ich kann Ihnen sogar noch eine gute Nachricht geben. Sie haben uns, allerdings ohne daß Sie es wußten, einen großen Dienst erwiesen. Dieser sogenannte Waldemar Bergmann ist ein ganz gefährlicher Bursche. Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß vor einem Monat der Versuch gemacht wurde, den Berliner D-Zug vor München zum Entgleisen zu bringen. Nur durch die Geistesgegenwart des Lokomotivführers wurde ein großes Unglück verhütet, und die Polizei hat tausend Mark Belohnung für den ausgesetzt, der den Verbrecher in die Hände der Polizei liefert. Waldemar Bergmann ist der Schuft. Der Herr Kollege, der mit Ihnen in der Schweiz war, konnte ihn verhaften lassen. Es ist sicher, daß die Hälfte der Belohnung Ihnen zugesprochen wird, denn Sie waren ja die Ursache, daß wir ihn in die Finger bekamen. Haben Sie Geld?"

„I hab nix, und wann der Bräumeister mi net mehr nimmt —?"

„Dann kommen Sie zu mir. Ich denke, daß ich dafür sorgen kann, daß Ihnen wenigstens eine Teilzahlung ausgehändigt wird. Und nun beruhigen Sie sich und vertrauen Sie nie wieder Menschen, die Sie nicht kennen, und lassen Sie sich nie wieder auf solche Abenteuer ein. Für einen harmlosen Brief oder für die Ablieferung eines wertlosen Bildes zahlt niemand hundert Mark."

Er stand auf und führte Josepha in ein kleines Zimmer neben dem Bureau, in dem ein Sofa stand.

„Da können Sie bis morgen bleiben."

Sie hörte, daß er die Tür nicht verschloß, als er dann wieder ging, und sank in das Sofa. Jetzt erst kamen ihr die Tränen, und sie weinte, weinte fassungslos und — weinte sich wie ein Kind in den Schlaf!

— — — — — — — — — — — —

Es war wirklich heller Tag, als Josepha erwachte und sich erst sammeln mußte. Sie wusch sich schnell ein wenig an der Wasserleitung, die im Zimmer war, und glättete ihr Haar, dann öffnete sie zaghaft die Tür und erschrak, als sie einen anderen Beamten am Tisch sitzen sah.

„Nanu? Ach so — Sie sind die Josepha Collina?"

„Ja, — — darf ich gehen?"

„Freilich!"

Sie huschte hinaus, ängstlich an den vielen Schupos vorüber, die in den Korridoren standen, und war auf der Straße. Eben schlug es acht Uhr. Eine Stunde zu spät, dabei schmerzte ihr der Kopf von all den grauenvollen Erlebnissen der Nacht. Josepha durcheilte die Straßen, stand vor der Brauerei, trat in den Hof, sah das höhnische Gesicht der Kantinenwirtin, die in der Tür stand.

Eben kam der Bräumeister Schindhammer aus dem Sudhause. „Da schlägts dreizehn! Habens Eahna losgelassen, oder san S' derwischt?"

Freundlich war der Empfang nicht

„Ich —."

„Sie glaubens doch net, daß i Eahna wieder einstell? Machen S' daß S' weiter kimma! Holen S' in der Buchhalterei Ihr Büchel. Dös wär gefehlt, für a Person, die mit Verbrechern gemeinsame Sache macht, ist kein Platz bei uns. Pfüaht Gott."

Der Bräumeister machte kehrt und verschwand, ehe Josepha noch Zeit oder Geistesgegenwart hatte, etwas zu antworten, im Sudhause. Glühendrot vor Scham stand sie da, starrte ihm nach, hörte die harten Worte. Die Schande, die entsetzliche Schande! Und drüben stand noch immer die Wirtin und hatte alles gehört. Dann schleppte sich Josepha in die Buchhalterei, nahm ihr Buch und ein paar Mark Lohn und stand wieder draußen.

Herrgott — da kam eben der Wastel, ging mit schnellen Schritten über den Damm, kam auf sie zu —.

„Nein, nein, nur das nicht!"

Sie rannte um die nächste Straßenecke, er hatte sie nicht gesehen, und nun schlich sie langsam vorwärts, ziellos, von Straße zu Straße, war wieder heimatlos, stellungslos, und diese große Stadt kam ihr vor, als sei sie ein böser Feind, der sie verderben wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Rose und Mensch.

Von Professor Dr. Karl Roth-München.

Die Junitage sind die Geburtstage unserer Rose. In allen Formen und Farben bis zu dem seltenen und kostbaren Schwarz, das zu erwerben ein Vermögen kostet, hat gärtnerische Kunst die orientalische Schöne im Laufe der Jahrtausende umgebildet. Dem Norden war ja nur die wild wachsende Heckenrose eigen, auch Hundsrose genannt, weil früher ihre Wurzelrinde für besonders heilsam gegen den Biß toller Hunde galt. Hinfoltra hieß dieser wilde Rosenbusch in der altgermanischen Welt, Hybentorn heißt er noch im Dänischen und Hinsa seine Früchte, ein Wort, das sich bei uns im Volksmund als „Hiesen" und „Hiesten" für die Hagebutten erhalten hat. Unsere kultivierte, gefüllte Rose stammt aus dem Osten. Auf den alten Bildwerken Ägyptens sucht man sie vergebens. Sie gehört den nördlichen Gebieten Vorderasiens, den anatolisch-iranischen, an. Ist doch heute noch der Iran das Land der Rosen; mit den Blüten schmückt der Eingeborene dort seine Gärten und Höfe, seine Säle und Bäder, und in feurigen Versen besingt Hafis die Rosen von Schiras.

Von dort trat die vielblättrige Rose ihren Siegeszug westwärts an. Die Babylonier verehrten sie so sehr, daß die Männer ihre Stöcke, wie Herodot berichtet, gerne mit einer geschnitzten Rose verzieren ließen. Mit den nach Westen wandernden Völkern Vorderasiens gelangte die Rose in das ganze Mittelmeergebiet, dann erschien sie in der ältesten Dichtung der Griechen.

In den Gärten des Midas wuchs schon die sechzigblättrige Rose, deren Duft, wie uns Strabon erzählt, den aller anderen Arten übertraf. Sie war die Blume der Liebesgöttin Aphrodite, die sie selbst aus dem Blute des sterbenden Adonis erstehen ließ. Es ist merkwürdig, wie lange sich auf anatolischem Boden diese Sage, wenn auch infolge des Wechsels der Religionen in etwas veränderter Form, erhielt. Da erzählt uns Ghislain de Busbek, den der deutsche König Ferdinand 1554 an den Sultan Suleiman II. zu Friedensunterhandlungen nach Amasia geschickt hatte, daß kein Türke ein Rosenblatt auf der Erde liegen lasse, da die Rose aus Mohammeds Schweißtropfen entstanden sei. Es ist die alte Adonissage in anderer Auffassung. Schon in ältesten Zeiten verstand man aus der Rose duftende Wasser und Öle herzustellen, die in den Harems der kleinasiatischen Despoten zu den täglichen Bedürfnissen gehörten. Die Liebesgöttin salbt Hektors Leiche mit duftendem Rosenöl.

Archilochos, der älteste griechische Lyriker, besingt die Rose als schönsten Schmuck seiner Geliebten, und Sappho vergleicht mit ihr das Gesicht schöner Mädchen. Im festlichen Treiben der Griechen bildet die Rose den herrlichsten Schmuck, und gerade in den nördlichen thrakischen Gebieten der Balkanhalbinsel hat die Blume eine neue Heimat gefunden; noch heute blüht im Gebiete des Rhodopegebirges, jetzt in den Händen der Bulgaren, eine weltberühmte Rosenkultur.

Die ost-westlichen Völkerverschiebungen brachten die gefüllte orientalische Rose auch auf italischen Boden. Berühmt waren die Rosen von Paestum, die zweimal im Jahre ihre Blütenpracht entfalteten. Auch hier bildete die Blüte den Schmuck der reichen Festtafeln. Kleopatra bewirtete ihren römischen Freund Antonius in ihren Prachträumen, die eine Elle hoch mit Rosen bestreut waren. Verres, der berüchtigte Prätor von Sizilien, ließ sich in seiner Sänfte auf rosengefüllten Kissen tragen und hielt sich dabei ein mit Rosen gefülltes Spitzenkissen an die Nase. Ganze Teppiche wurden aus Rosen hergestellt, und in Roms Niedergangszeit soll manch einer, vom Weine berauscht, in seinem Rosenlager erstickt sein. „In rosa iacet", er liegt dauernd auf Rosen, sagte man von einem, der aus der Schlemmerei gar nicht mehr herauskam. Nach Rosenöl und Essenzen dufteten Haut und Gewandung, aus goldenen Kelchen schlürfte man den Rosenwein, und raffinierte Kochkunst würzte mit Rosenduft die Speisen. Eng mit dem Liebes- und Lebensgenuß war auch hier die Rose verbunden. Bei solchem Massenverbrauch mußte die Rose zum einträglichsten Handelsartikel werden. Ausgedehnte Pflanzungen umgaben die Städte. Schon Varro, der landwirtschaftliche Schriftsteller, rät zu ihrer Anlage. Man wollte die Rose selbst im Winter nicht entbehren. Wenn man etwas gelten wollte, mußte man die Winterrose besitzen. Und da man sie im Kaufhaus nicht in genügender Menge ziehen konnte, setzte eine ungeheure Roseneinfuhr aus Ägypten ein.

Römische Legionen und später christliche Mönche brachten die Rose dann auch in unsere nördlichen Gegenden. In den karolingischen Garteninventaren von 812 wird sie noch nicht erwähnt. Aber im Capiturale de villis und in dem Entwurf des St. Gallener Klostergartens von 820 erscheint sie neben der Lilie, und Walafried Strabo besingt beide in seinem Hortulus. In England dagegen war die Blüte schon früher bekannt. Aldhelm erwähnt sie Ende des siebenten Jahrhunderts neben der Lilie. In den angelsächsischen Arzneibüchern aus dem zehnten Jahrhundert sind Rosensaft und Rosenöl erwähnt, und in den Predigten des Aelfric um das Jahr tausend spielen Rose und Lilie eine bedeutende Rolle, die rote Rose als Symbol des Märtyrertums, die Lilie als Sinnbild der Reinheit und Unschuld. Man kannte im Mittelalter zunächst nur die rote Rose. Die in Transkaukasien beheimatete weiße wird erst von Albertus Magnus im dreizehnten Jahrhundert erwähnt. Auch im Familienleben spielten auf angelsächsischem Gebiet Rose und Lilie eine wichtige Rolle. Erwartete man Familienzuwachs, so nahte man der Mutter mit Rose und Lilie. Griff sie nach der Rose, so war ein Mädchen zu erwarten, griff sie nach der Lilie, ein Knabe.

War die Rose in der alten Mittelmeerwelt der Mittelpunkt froher Feste mit bacchischer Ausgelassenheit, so stand sie aber auch in enger Beziehung zum Totenkult und diente zum Schmucke der Gräber. Denn flüchtig wie die Jahre sind auch die Blätter der Rose. Schon Horaz singt in seiner Ode an Delius:

„Dort schaffe Wein und Salben und Rosen hin;

Die lieben Rosen! ach! sie verwelken bald."

Und ein altes griechisches Sprichwort sagt: „Bist du an einer Rose vorübergegangen, suche sie nicht mehr." Beim Grabschmuck wurde sie in solcher Menge verwendet, daß die Totenstätten geradezu „Rosengärten" hießen, und heute noch hat sich in der Schweiz und den benachbarten Alpenländern für die Gottesäcker der Name „Rosengarten" erhalten.

Die neue Zeit hat freilich der Rose nicht immer die Treue gehalten. Andere Modegünstlinge drängten sie zeitweise in den Hintergrund. Aber Jahrtausende alte Rechte lassen sich nicht ohne weiteres abschaffen. Die Rose bleibt doch die Königin der Blumen.

Polens Akropolis.

Vereinheitlichung der Pläne zur Pilsudski-Ehrung.

„Damit er gleich sei den *Königen*", wurde der Führer der Nation, Marschall **Pilsudski**, wie der „**Ilustrowany Kurjer Codzienny**" in einem Aufruf an die Volksgemeinschaft betont, in der *Krypta* im Wawel beigesetzt. Es gilt nun, die im ganzen *Lande* aufgetauchten Pläne zu einer dauernden Ehrung Pilsudskis zu vereinheitlichen, ihm ein ehernes Denkmal zu setzen. Diesem Zwecke galt die Versammlung im Warschauer Schloß, an der auch als Vertreter der deutschen Minderheit in Polen, Senator Hasbach, teilnahm, und in deren Ergebnis das Oberste Komitee zur Ehrung des Gedenkens des Marschalls Pilsudski ins Leben gerufen wurde.

Die Sitzung eröffnete der Präsident der Republik mit einer weihevollen Ansprache, in der er in gemeißelten Worten allgemein den Zweck der Entstehung dieses Komitees erklärte, das der Zersplitterung der Kräfte in unzähligen Einzelbemühungen zur Errichtung von Denkmälern zu Ehren des Marschalls vorbeugen und alle zur Verfügung stehenden Energien zusammenfassen soll, um eine feste Grundlage für großzügige Werke von dauerndem Kunstwert zur Ehrung des Marschalls in Warschau und in Wilna zu schaffen. Der Präsident der Republik sagte, auf „das edle Bedürfnis aller Bürger, sich in der Huldigung für die unsterbliche Größe Józef Pilsudskis zusammenzuschließen", u. a. folgendes:

„Es wäre schwer, in unserer Geschichte ein Beispiel eines ähnlichen allgemeinen Wiederklangs der Seelen zu finden. Aber auch niemals in unserer Geschichte verlor das Vaterland einen ähnlichen Ritter . . .

„Im Namen der Majestät der Republik, über welche mir das Vertrauen der Volksgenossen die Obhut anvertraut hat, stelle ich die bedeutsame und unschätzbare Tatsache fest, **daß die Nation, welche einen für die ganze Welt derart überzeugenden Beweis der Liebe zur Größe gegeben, welche durch Józef Pilsudski in unser Leben und unsere Geschichte gebracht ward — selber groß wird und der Größe zustrebt. Und damit verwirklicht sie den höchsten Zweck des beispiellosen Opfers, welches der Marschall von sich, seinem Leben und seinem Genie auf dem nationalen Altar dargebracht hat."**

Zum Schluß bezeichnete der Präsident die Eingeladenen als Mitglieder des Obersten Komitees zur Ehrung des Gedenkens des Marschalls und erklärte, daß er die Arbeiten des Komitees mit Hilfe des Präsidiums und durch das Ausführungskomitee persönlich leiten werde.

Hierauf erteilte der Präsident der Republik das Wort dem **General Dr. Wieniawa-Dlugoszowski**, der im Auftrage des Präsidenten bereits die Vorbereitungsarbeiten durchgeführt hatte. General Wieniawa-Dlugoszowski, eine durch ihre Eigenart anmutendsten Gestalten aus dem Kreise der Jünger und Schüler des Marschalls, derjenige von ihnen, dessen glühende Verehrung für den Marschall immer — dem künstlerischen Wesenszuge Dlugoszowskis gemäß — einen starken Beiklang von ästhetischer Betrachtung und Bewunderung hatte, hielt einen Vortrag, der eben diesen Geist künstlerischen Empfindens atmete. General Wieniawa-Dlugoszowski skizzierte in markigen Strichen großzügige Entwürfe für die zu errichtenden Werke, die durch die Zusammenfassung aller regionalen Kräfte ermöglicht werden könnten. „Vielleicht" — sagte er — „könnten wir auf diese Weise einen plastischen Ausdruck finden, den

Stil der Pilsudski-Epoche . . . ."

„Die zu errichtenden Werke müssen" — sagte er weiter — „aus Lösungen hervorgehen, welche die gewöhnlichen Pflichtarbeiten und Nützlichkeitswerke hoch überragen. Sie müssen dem Geiste angemessen sein, der aus folgender Zielsetzung spricht, die sich in den Schriften Pilsudskis vorfindet."

„Vor Polen steht die große Frage, **ob es ein mit den großen Weltmächten gleichrangiger Staat oder ein kleiner, des Schutzes der Mächtigen bedürftiger Staat sein soll.** Auf diese Frage hat Polen noch nicht geantwortet, diese Prüfung seiner Stärke muß es noch bestehen. Es steht uns in dieser Hinsicht **eine große Kraftanstrengung** bevor, zu der wir uns allesamt, das neuzeitliche Geschlecht, aufschwingen müssen, wenn wir das Rad der Geschichte so weit umdrehen wollen,

daß die große Polnische Republik nicht nur die größte Kriegsmacht, sondern auch die größte Kulturmacht im ganzen Osten werde.

Wir müssen sie zum Leben erwecken und sie derart **in Kraft und Macht, in der Macht des Geistes und der großen Kultur befestigen, daß sie sich in den — vermutlich — großen Umstürzen behaupten kann, die der Menschheit bevorstehen . . ."**

„Das ist die Pflicht, die unser verstorbene Führer auf unsere Schultern legt" — fuhr General Wieniawa-Dlugoszowski fort. Wir müssen es bewirken, daß im Verstande des Durchschnittsmenschen die Einsicht erwache **„zur Macht des Geistes und einer großen Kultur"**; das wäre eine würdige Ehrung Pilsudskis, das wäre die Erfüllung seiner Geheiße."

Zum Schluß richtete der General einen warmen Appell an alle Bürger der Republik und alle Volksgenossen in der ganzen Welt, durch freiwillige Leistungen zur Errichtung würdiger Wahrzeichen der Huldigung und des Kultes für den großen Menschen und den großen Führer beizutragen.

Stilblüten aus alten Protokollen.

„Der Blitz schlug gestern in eine Kuhherde. Eine Kuh war sofort tot, mehrere vorübergehend."

•

„Als ich die Frau des Verhafteten zur Rede stellte, zeigte sie mir ein sehr flegehaftes Entgegenkommen"

•

„Am Flußufer fand ich die Leiche eines neugeborenen Kindes. Diese Kindesleiche dürfte von einem Dampfschiff stammen."

•

„Der Zeuge wollte anfangs die Strafanzeige unterdrücken, weil der Beschuldigte versprach, ihm den Mund mit einem Klafter Buchenholz zu stopfen."

•

„Als ich zur Namensfeststellung schritt, sagte der Beschuldigte, ich sei ein Esel. Letzteres kann mir das ganze Dorf bestätigen."

•

„Der Dieb wurde vom Eigentümer überrascht und mit Schimpfwörtern bedacht, die er aber ebenfalls einsteckte."

•

„Der Beschuldigte gab auf Vorbehalt der Unwahrheit die Ehre."

•

„Auf die Aufforderung mir zur Wache zu folgen, antwortete der Verdächtige, ich solle ihm den Buckel lang rutschen. Nachdem dies geschehen war, schritt ich zur Verhaftung."

•

„Er saß betrunken im Wirtshaus und belästigte die anderen Gäste durch schamhafte Redensarten."

•

Aus einer Diebstahlsanzeige: „Ich bin durch Verheiratung in den Besitz eines Rindviehs gekommen."

•

„Das Obergericht hat die Identität des gepfändeten Schweins mit dem Richter erster Instanz als schlüssig erwiesen angenommen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.